Peter Alheit

Geschichten und Strukturen. Methodologische Überlegungen zur Narrativität[1]

Zusammenfassung:
Gewiss sind „Geschichten", die sich die Menschen erzählen, aktive Konstruktionen der Wirklichkeit. Aber sie sind so wenig beliebig wie die gesellschaftlichen Strukturen, in die sie verwoben sind. Pointierter sogar: Sie machen Strukturen transparenter. Sie eröffnen den methodischen Zugang zur historischen Alltagspraxis der Menschen. Der folgende Beitrag will am Beispiel einer klassischen Methodenkontroverse des 20. Jahrhunderts, der *Erklären-Verstehen-Debatte*, zeigen, welche Reichweite Erzählungen als „Laienkonzepte der ‚Welt'" (Habermas) für die Rekonstruktion von sozialer Wirklichkeit haben.

Schlagworte: Erzählung, Narrativität, Erklären-Verstehen-Debatte, soziale Strukturen, Alltagswelt, Methodologie, Milieu, narrationsstrukturelle Milieuanalyse, Arbeitermilieu

Abstract:
Of course, stories told by people are active constructions of reality. However, they are not arbitrary, nor are the social structures which they are embedded in. More specifically, they make structures more transparent. They offer a methodological approach to the historical practice of people's everyday life. On the basis of a classical methodological controversy of the 20th century, the debate on explanation vs. understanding, the following contribution aims to show the importance that narrations, as „lay concepts of ‚the world'" (Habermas), have for the reconstruction of social reality.

Keywords: Narration, narrativity, debate on explanation vs. understanding, social structures, lifeworld, methodology, milieu, narrative environmental analysis, working class milieu

Wenn wir uns sozialer Wirklichkeit in ihren konkreten Ausprägungen methodisch nähern, haben wir – unabhängig davon, ob wir Historiker oder Soziologen sind – prinzipiell zwei Möglichkeiten des Zugangs: Wir können sie gleichsam „von außen" betrachten wie eine Landschaft, auf die man herabsieht, und nehmen dabei die großen Strukturen wahr, Hierarchien und Funktionen, Institutionen und Organisationen, Protagonisten und Zuarbeiter. Wahrscheinlich ist das in der Geschichte beider Disziplinen die übliche Betrachtungsweise gewesen. Oder wir beobachten sie „von innen", mit den Augen der sozialen Akteure, die praktisch handeln müssen, ihr Handeln rechtfertigen und deuten und

selbstverständlich auch eine Vorstellung von dem haben, was soziale Wirklichkeit ist, gleichgültig, ob sie den Beobachtungen von außen entspricht oder nicht.

Pierre Bourdieu hat in einer treffenden Metapher und mit Rückgriff auf literarische Beispiele die erste Art, wissenschaftlich zu sehen, mit einer Position auf dem Feldherrnhügel verglichen (vgl. Bourdieu 1992, S. 43f.). Dort geht es um die generellen Ideen, die nach einem Bonmot von Virginia Woolf fast immer „Generalsideen" sind. Er selbst sympathisiert freilich mit der zweiten Sichtweise, die er literarisch mit der Situation des Fabricius in Stendhals *Kartause von Parma* verknüpft, der im Schützengraben sitzt, keinerlei Übersicht hat, und dem die Kugeln nur so um die Ohren fliegen (vgl. ebd., S. 43). Soziale Wirklichkeit schließt offenbar beides ein, „Generalsblick" *und* „Schützengraben"; und wir grenzen als wissenschaftliche Beobachter einen entscheidenden Teil der Realität aus, wenn wir entweder nur auf dem Feldherrnhügel verharren, oder uns ausschließlich im Schützengraben verschanzen.

Während nun die „generellen Ideen" methodologisch in der Regel keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen (sie haben sozusagen Gewohnheitsrechte), stehen die Sichtweisen *von innen* oder *von unten* regelmäßig in dem Verdacht, dass sie Wirklichkeit nur „subjektiv" oder „partikular" wiedergeben. Das gilt mit besonderer Zuspitzung für biographische Erzählungen. Ich werde im ersten Teil der folgenden Überlegungen deshalb vor allem eine solche Perspektive zu begründen versuchen, denn die Vorstellung, soziale Realität lasse sich aus narrativen Daten rekonstruieren, ist methodologisch nach wie vor außerordentlich umstritten. Ich bemühe mich allerdings, auch diesen Blickwinkel nicht unreflektiert zu verabsolutieren. Natürlich sind jene „generellen Ideen" und die Fragen nach *strukturellen* Veränderungen gleich wichtig.[2] Im zweiten Teil des Essays werde ich am Beispiel eines konkreten Forschungsprojekts, das sich mit der Entwicklung eines Arbeitermilieus in Westdeutschland auseinandersetzt, exemplarisch die Fruchtbarkeit der Triangulierung narrativer mit so genannten „strukturellen" Daten zu demonstrieren versuchen. Das Erstaunliche dabei ist, dass erst die „weichen" Ergebnisse wirklich neue Diagnosen auf der Makroebene ermöglichen, die von beträchtlicher Reichweite sind. In einem knappen Abschlussteil will ich das Ergebnis der Überlegungen noch einmal pointiert zusammenfassen.

1. Die „narrative Konstruktion" der Wirklichkeit

1.1 Illusion oder Realität?

Erstaunlicherweise hat nun gerade Pierre Bourdieu, dessen Vorliebe für die „Perspektive aus dem Schützengraben" die einführenden Überlegungen bestimmte, in einem provokanten Essay über die *biographische Illusion* (vgl. Bourdieu 1990) von der Lebensgeschichte als einem „perfekten sozialen Artefakt" gesprochen (vgl. ebd., S. 80). Er wendet sich dabei gegen die Komplizenschaft von biographischen Erzählern, die ein Interesse an dem haben, was man eine „ordentliche Geschichte" nennen könnte, und Forschern, die sich als professionelle Sinn-Sucher verstehen (vgl. ebd., S. 76). Das Produkt sei oft genug jene

„lineare“ Lebensgeschichte, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun habe und im Übrigen zutiefst „unmodern“ sei. Der moderne Roman, das zeigt Bourdieu an *Faulkner* und *Proust*, habe längst von den rhetorischen Konventionen der Erzählung Abschied genommen. Er halte an biographischer Identität „nur um den Preis einer massiven Abstraktion“ fest, die im Grunde nichts als den *Eigennamen* meine (ebd., S. 78). Prousts Rede vom „Swann des Buckingham Palace“ oder der „Albertine von damals“ bezeichne die Abfolge *unabhängiger* Zustände, in die unser Lebenslauf geraten könne. Solche Abfolgen rechtfertigen nach Bourdieu freilich keine „Lebensgeschichte“, allenfalls eine „Laufbahn“ (‚trajectoire‘) im sozialen Raum, „der sich selbst ständig entwickelt und der nicht enden wollenden Transformationen unterworfen ist“ (ebd., S. 80).

Bourdieus Polemik ist in dreifacher Hinsicht nützlich, um die angedeutete Frage nach der konzeptionellen Bedeutung jener „Sicht von innen“ präziser zu beantworten: (1) Sie klärt uns unsentimental über das *soziale* Phänomen „Biographie“ auf und lehrt uns eine gewisse Skepsis gegenüber dem bloßen *Sinnkonstrukt* „Lebensgeschichte“. (2) Sie konfrontiert uns mit einer pointiert soziologischen Betrachtungsweise und schärft dabei womöglich den Kontrastblick für eine *sozialgeschichtliche* Sicht des Biographischen. (3) Die Position erscheint auf anregendste Weise fragwürdig, gibt uns aber gerade deshalb Gelegenheit, über die Reichweite biographischen Datenmaterials methodologisch nachzudenken.

(ad 1) Hinter Bourdieus Absage an die „biographische Illusion“ verbirgt sich eine spezifische Modernitätsdiagnose. Es handelt sich um jene Skepsis, die auch die diskontinuierliche Realitätserfahrung des *Nouveau Roman* als Collage kennzeichnet: Biographien sind allenfalls Laufbahnen im sozialen Raum. Es lohnt, über die Positionen aufzuklären, die durchlaufen werden. Eine zusammenhängende Geschichte indessen gibt es nicht. Diese Haltung hat nur vordergründige Parallelen mit postmodernen Konstruktionen. Sie versteht sich als radikal *modern* (vgl. dazu Liebau 1990, S. 85), weil sie die Auflösung von Konventionen als Chance begreift. Und es gibt einige plausible empirische Hinweise für diese Position, wenn wir Dokumente aus den Randzonen biographischen Wissens betrachten: Die eindrucksvolle Sammlung von Lebensgeschichten aus der piemontesischen Poebene z.B., die Nuto Revelli (1977) unter dem Titel *Il mondo dei vinti* („Die Welt der Besiegten“) vorgelegt hat, führt an die Grenze konventioneller biographischer Rhetorik. Sie bricht mit dem Euphemismus, dass die „Lebensgeschichte“ ein gelungenes Dokument sozialer Integration sein müsse; und erinnert uns an die Möglichkeit, dass schon die Einsicht in die „Zustände“, die Menschen durchlaufen, ein Aufklärungsprozess sein kann. Revellis bemerkenswerte Kollektion sensibilisiert auch für undramatischere Modernisierungsfolgen: die „normalen“ Friktionen in zeitgenössischen Frauenbiographien, die Brüche und „Fallen“ beim Überschreiten kultureller Grenzen und Modernisierungsniveaus, den Wechsel der „Lagerungen im sozialen Raume“[4]. Biographien sind – so gelesen – immer auch radikale Dokumente der „Sozialität des Individuums“ (Apitzsch 1990, S. 13). Sie erscheinen wie „konstruierte Individualitäten“, wie Strukturen von Platzierungen und Deplatzierungen im sozialen Raum, die punktuell als selbständige „Ensembles der objektiven Beziehungen“ (Bourdieu 1990, S. 81) betrachtet werden können.

Diese rigorose Sichtweise ironisiert die pädagogisch-therapeutische Idee von heilbaren Beschädigungen biographischer Identität und stellt die moderne Biographie unsentimental in ihren strukturalen Kontext:

„Den Versuch zu unternehmen, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als die an ein Subjekt, [...], ist beinahe ebenso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen" (ebd., S. 80).

Solche strukturalistisch aufgeklärte, strikt soziologische Betrachtungsweise überdehnt allerdings die wichtige Erkenntnis von der „Sozialität" des Biographischen und ignoriert die *latente Biographizität des Sozialen*[5]: Auch wenn die verschiedenen Metro-Stationen in Bourdieus Metapher durch das Netz ihrer jeweiligen Verbindungen definiert sein mögen, muss der Weg von Station zu Station doch zurückgelegt werden. Die Besonderheit einer bestimmten Stationenabfolge macht darüber hinaus eine Metro-„Linie" identifizierbar. Im Übrigen wird von einem bestehenden Metro-Netz die Entscheidung der Fahrgäste, bei einer bestimmten Station ein- oder auszusteigen, nur sehr allgemein tangiert.

Biographien sind ohne diesen *Eigensinn* nicht denkbar. Selbst die durch einschneidende Modernisierungsprozesse bedrohten biographischen Abläufe, wie im Fall von Revellis „Besiegten", zeigen eine gewisse innere Konsistenz und sind keineswegs empirisch bloß durch den *Eigennamen* zusammengehalten, wie Bourdieu mutmaßt. Kohärenz und Kontinuität biographischen Selbsterlebens können deshalb auch nicht einfach als „Illusion" diskreditiert werden, weil der Biographieträger sein biographisches Wissen in jeweils neuen „Zuständen" der Biographie nicht nach Belieben suspendieren kann, sondern bis zu einem gewissen Grad reaktivieren muss (vgl. auch Alheit/Hoerning 1989; Hoerning/Alheit 1995). Interessant ist freilich die Frage, ob solche Biographien in Zukunft noch „erzählenswert" bleiben, ob sie eine narrativ rekonstruierbare „Lebensgeschichte" produzieren (vgl. Apitzsch 1990, S. 18). Denn die narrative Struktur der Erfahrung ist auf eine Vernetzung mit der Geschichte von Kollektiven angewiesen (s.u.). Wenn Individuen aber im Prozess radikaler Modernisierung überkommener Lebenswelten von den Ressourcen überlieferter oder fraglos geteilter Erfahrung abgeschnitten werden, geht mit der *Vernetzbarkeit* in kollektive Zusammenhänge womöglich eine zentrale biographische Kompetenz verloren (vgl. Alheit 1996, S. 115ff.).

(ad 2) Brüche und Friktionen in modernen Biographien sind nicht zu leugnen; und für diese Tatsache schärft Bourdieus Kritik den Blick. Freilich, reicht es aus, das Leben von Zeitgenossen, deren Biographien sich ungeplant, aber unübersehbar verändern, als bloße Serie von Positionen zu qualifizieren? Sind die emergenten Möglichkeitsräume, die selbst auf den einzelnen positionalen Niveaus für die Akteure in ihrer Vernetzung mit anderen sozialen Akteuren, mit Macht- und Herrschaftsstrukturen durchaus existieren, wirklich unter Ausblendung der biographischen Perspektive auszufüllen, d.h. ohne Rückgriff auf Handlungsressourcen, die aus früheren individuellen Positionserfahrungen stammen, und ohne die Vorstellung von positionellen Chancen, die den aktuellen Verstrickungen biographisch folgen könnten? Beide Fragen sind in den vorangegangenen Überlegungen implizit ziemlich eindeutig *negativ* beantwortet worden. Bourdieus „strukturalistischer Voyeurismus" erscheint, so gesehen, nicht einmal soziologisch befriedigend. In *sozialhistorischer* Perspektive wäre er eher kontraproduktiv, weil Dimensionen des individuellen und des sozialen Wandels dabei geradezu ausgeblendet zu sein scheinen.

Tatsächlich „lernen" wir jedoch im Zuge von Modernisierungsprozessen, auf fraglos akzeptierte lebensweltliche Sicherheiten und Konventionen zu verzich-

ten. In diesem unfreiwilligen Verzicht steckt zweifellos das Risiko banalen *Verlernens*, des Rückfalls in „vorkonventionelle" Verhaltensweisen. Aber es besteht auch die Chance, dass wir „postkonventionelle" Handlungsschemata ausbilden und uns damit ganz neue biographische Bewegungsspielräume erschließen. Diese Möglichkeit hat historisch vorgängige Modernisierungsprozesse immer begleitet. Sie führt zur Ausbildung neuer sozialmoralischer Milieus in der Konstitutionsphase des modernen Proletariats (vgl. Alheit 1989), gleichsam zur sozialintegrativen Abwehrleistung einer Klasse. Sie ist aber auch der Motor jener im Grunde „moralökonomischen" Funktion des modernen Sozialstaates, die vollständige marktförmige Verwertung der individuellen Arbeitskraft zu verhindern (vgl. Kohli 1989, S. 272f.). Und sie könnte zur Grundlage einer vorläufig äußerst vagen Option werden, nämlich der Kooperation (durch radikale Individualisierung) bedrohter Subjekte in neuen Assoziations- und Lernprozessen (vgl. Alheit 1994, S. 176ff.).

(ad 3) Gewiss trüge das auch zur Produktion von „Lebensgeschichten" bei, die übrigens keineswegs nur illusionär wären, weil sie der *Persistenz* biographischer Erfahrung gegenüber Modernisierung und gesellschaftlichem Wandel Ausdruck verliehen. Wir können die „Logik" von historischen Brüchen und Diskontinuitäten, von Kriegen, Katastrophen und Revolutionen nur nachvollziehen, wenn wir das Bedürfnis nach Kontinuität der Menschen in diesen Diskontinuitäten verstanden haben (vgl. Niethammer 1990, S. 92). Wir können – gegen Bourdieu – eine sozialgeschichtliche Sichtweise nur entwickeln, wenn wir die Spannung zwischen Kontinuität und Diskontinuität als *„Lerngeschichte*" begreifen. Dazu sind biographische Erzählungen hervorragende Dokumente. Und wir müssen – mit Bourdieu – realisieren, dass die „Geschichten" im Prozess der Moderne womöglich komplizierter werden als die narrativen Rekonstruktionen der Vergangenheit. Es ist nicht ganz auszuschließen, dass wir demnächst auf problemlos verfügbare kollektive Sinnkonstruktionen auch in ähnlichen sozialstrukturellen Großlagen verzichten müssen. Darüber sollten wir allerdings weniger spekulative Prognosen wagen, als vielmehr empirisch forschen. Biographische Erzählungen bieten dafür einen ausgezeichneten Ansatzpunkt.

1.2 Das Strukturelle im Narrativen

Die anschaulichste Formulierung für die Rolle, die Geschichten im sozialen Leben spielen, hat Wilhelm Schapp im Titel seiner originellen Studie aus den 1950er Jahren gefunden: „In Geschichten verstrickt" (1953). Tatsächlich spricht vieles dafür, dass wir einen beträchtlichen Teil unserer alltäglichen Existenz im Horizont von „Geschichten" verbringen. „Mit Geschichten, die uns beschäftigen, schlafen wir abends ein, sie begleiten uns und verfolgen uns in die Träume hinein und stehen beim Erwachen neben uns" (ebd., S. 1). Geschichten konstituieren die Einheit unserer Individualität, aber sie haben immer auch intersubjektiven Charakter (vgl. auch Müller 1986, S. 66ff.). Geschichten schaffen die sozialen Kontexte, ohne die wir nicht leben könnten (vgl. Schapp 1953, S. 85ff.; Müller 1986, S. 79ff.).

Und doch ist die Art, wie wir selbst uns an der Produktion von Geschichten beteiligen, keineswegs beliebig. Die Linguisten haben uns hinreichend darüber aufgeklärt, wie sehr wir bei der Handlung, die zu Geschichten führt – beim all-

täglichen Erzählen nämlich –, an Regeln der Kommunikation gebunden sind (vgl. stellvertretend Labov/Waletzky 1973; Raible 1974; Kallmeyer/Schütze 1977; Quasthoff 1980; Liedtke 1989). Eine der amüsantesten Darstellungen solcher Zwänge ist noch immer jene fiktive Geschichte eines „Alltagserzählers", die Karl Markus Michel erfunden hat: „Stellen wir uns vor, jemand spricht einen anderen an und erzählt ihm, ohne weitere Erklärung ..." seinen Alltag (Michel 1975, S.1). Das erschiene absurd. Denn der Alltag birgt zwar „Geschichten", aber er ist selbst keine Geschichte. Michels „Alltagserzähler" präsentiert schließlich nur eine vergleichsweise uninteressante Chronologie seines „Normalarbeitstages".

Narrative Rekapitulationen aber setzen eine Pointe voraus (vgl. Labov/Waletzky 1973); sie sind um „Planbrüche" herum organisiert (vgl. Quasthoff 1980). Deshalb bringen sie den Erzähler – auch in der spontansten Stegreifsituation – noch in „Zugzwänge" (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977; auch Schütze 1982). Freilich, diese Eigenart von Erzählungen relativiert zugleich den Universalismus der Schappschen „Verstrickungen": Nicht *alles* ist Erzählung. Lebenswelten bestehen nicht bloß aus Geschichten. Es gibt „Collagen" (Bourdieu 1990) oder „Deutungsschemata" (Alheit 1990, S. 191ff.), die sich längst von den „Geschichten" verselbständigt haben. Auch in biographischen Rekapitulationen konkurrieren „Erzählschemata" mit „Argumentationsschemata" (vgl. Schütze 1982). Gerade die Spannung beider Pole scheint für soziale Wirklichkeit typisch zu sein. Eine „Philosophie der Geschichten", wie sie Schapp vorschwebt, erfasste womöglich nur einen Teil der Wirklichkeit.

Es ist übrigens interessant, dass die Bedeutung, die narrative Rekonstruktionen tatsächlich haben, keineswegs als methodologisches Randproblem betrachtet werden kann, sondern zu einer der zentralen Kontroversen der Geisteswissenschaften des vergangenen Jahrhunderts gehört (vgl. stellvertretend Rossi (Hrsg.) 1987). Vielleicht kann man sogar sagen, dass die außerordentliche Prominenz einer „neuen" Narrativitätstheorie namentlich in der Geschichtsschreibung als Antwort auf die Herausforderung der analytischen Wissenschaftstheorie verstanden werden muss, gerade der Historiographie ihren eigenen Status abzusprechen (vgl. Rüsen 1987, S. 230-237).

Als Carl G. Hempel 1942 seinen berühmten Aufsatz *„The Function of General Laws in History"* veröffentlichte, löste er – zunächst in der anglo-amerikanischen Geschichtsphilosophie und Historiographie – eine Diskussion aus, deren kontroverse Positionen bis heute nicht wirklich ausgeräumt sind. Grob gesagt geht es dabei um die These, dass ein Gemeinplatz der methodologischen Debatten seit dem Neukantianismus und der Lebensphilosophie nicht mehr gelten solle: dass nämlich *Erklären* das Ziel der Naturwissenschaften sei, während die Geschichts-, Kultur- oder Geisteswissenschaften auf *Verstehen* ausgerichtet seien. Hempels Gegenthese lautet: Erklären in den Geschichtswissenschaften unterscheidet sich nicht im Geringsten von der Art der Erklärungen in anderen Wissenschaften, weil eben jede Form der Erklärung die Existenz von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten einschließt. Diese einflussreiche These hat sich als „covering-law"-Modell in der Methodologie etabliert (vgl. Danto 1965, 1987).

Erstaunlich ist nun keineswegs, welche Wirkungen diese Position in der Geschichtswissenschaft gehabt hat, wie sie differenziert und verfeinert wurde. Viel interessanter sind die Reaktionen, die sie auslöste. Und die führen nun durchaus nicht umstandslos zurück zu den Kontroversen des späten 19. Jahrhunderts, sondern – geläutert durch die Einsichten der analytischen Sprachphilosophie – zu einigen bedenkenswerten Neuentdeckungen. Die erste, die wir vor allem Arthur C. Danto verdanken, ist die Beobachtung, dass die Annahme von Gesetzen hinter den Erklärungen noch lange nicht bedeutet, dass

der Unterschied zwischen Geistes- und Naturwissenschaften eingeebnet wäre. Das Wissen um die Existenz von Gesetzen muss von dem Wissen über die Art des Gesetzes strikt unterschieden werden. Donald Davidson hat diesen Sachverhalt auf eine recht einfache Formel gebracht: „Es folgt nicht, dass wir unbedingt ein Gesetz ausgraben müssen, wenn wir wissen, dass eine singuläre Kausalaussage wahr ist; es folgt daraus lediglich, dass wir wissen, dass es ein Gesetz geben muss. Und nach meiner Meinung besteht unsere Rechtfertigung, eine singuläre Kausalaussage zu akzeptieren, sehr oft nur darin, dass wir Grund zu der Annahme haben, dass ein passendes Kausalgesetz existiert, obwohl wir nicht wissen, was es ist" (zit. nach Danto 1987, S. 37).

Wenn indessen die Art von Kausalbezügen näher untersucht wird, stoßen wir sehr rasch auf einen Unterschied, der womöglich eine ganz neue Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sichtbar macht: die Differenz von Ursachen und Gründen. Erklärungen sind eben keineswegs gleich „Erklärungen", wie Hempels Nivellierungsthese nahe legt. Erklärungen durch Ursachen – das, was die Naturwissenschaften in aller Regel betreiben – unterscheiden sich ganz wesentlich von Erklärungen durch Gründe. Gründe nämlich müssen *verstanden* werden. Und das bleibt das Geschäft der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die zweite Neuentdeckung hängt sehr eng mit dieser Feststellung zusammen. Wenn historische Ereignisse nicht allein durch vordergründige Kausalbeziehungen, sondern offensichtlich durch „semantische" Bezüge verknüpft sind, wenn sie also mit „Gründen" zu tun haben, die aufgedeckt und *verstanden* werden sollen, dann hat es einen Sinn, auch der Historiographie selbst eine spezifische „Logik" zu unterlegen. Und die Eigenarten der Verbindung zwischen Intentionalität und Aktion in der Geschichte scheinen eine Art der Rekonstruktion besonders zu begünstigen, die der Historismus bereits bevorzugt hatte: das Erzählen, die Narration.

Nun ist bei Danto oder besonders bei Hayden White (1987) damit weder das naive Vertrauen in die mimetische Treffsicherheit etwa Rankescher Geschichtsschreibung gemeint noch der ästhetisch-literarische Wert z.B. von Theodor Mommsens „Römischer Geschichte". Es geht vielmehr um die innere Logik narrativer Konstruktionen, um die Eigenrationalität der Erzählstruktur. Die historische Darstellung ist ihrem Wesen nach deshalb narrativ, weil sie historische Ereignisse als Elemente von Ereignisverkettungen – in ganz unprätentiöser Weise: von „Geschichten" – begreift (vgl. Danto 1965, S. 142ff.). Der populäre Satz: ‚Der 30jährige Krieg begann 1618', setzt mindestens die Kenntnis des Westfälischen Friedens voraus. Das heißt, er erwähnt das Datum des Kriegsbeginns aus einer Perspektive, die dem idealen Chronisten nicht verfügbar wäre und die auch den Erwartungshorizont der authentischen Akteure überschreitet. Und doch gleicht diese Perspektive des Historikers der Handlungsdisposition jener historischen Akteure in einem sehr wichtigen Punkt: Den Sinn, den der Historiker einem Ereignis in seiner Darstellung verleiht, gewinnt er keineswegs aus der Vergangenheitsbetrachtung allein, sondern durch die Rückprojektionen des Nachfahren, der „das Gewordene unter dem Schema möglichen Handelns rekonstruiert" (Habermas 1970, S. 270)[7].

Diese Haltung ist auch für die soziologische Biographieforschung hochinteressant. Auch der biographische Erzähler verhält sich beim Wiedererinnern, „als ob" er noch einmal in die Situation von „damals" eintauchte und ein „Handelnder" wäre, der die Folgen seiner Handlung nur aus ihrem Hergang erklären könne[8]. Damit bindet er den Erzählstrom an den Gang der „wirklichen" Ereignisse, das Erzählen an das Erlebte. Das schließt übrigens eine „Theorie" des Selbsterlebens so wenig aus, wie die Disposition des Historikers eine Theorie der historischen Prozesse ausschließt. Nur wird die Theorie selbst in ein Rekonstruktionsmuster eingebaut, das in gewisser Weise „narrativ" ist (vgl. Rüsen 1987). Ein Historiker kann den Sinn, den historische Akteure mit bestimmten Ereignissen verbunden haben, nur erschließen, wenn er – virtuell – selber Akteur bleibt.

„(E)r organisiert sein Wissen gar nicht nach Maßgabe reiner Theorie. Alles, was er historisch wissen kann, kann er nicht unabhängig vom Rahmen der eigenen Lebenspraxis erfassen. Für diese existiert Zukünftiges nur im Horizont von Erwartungen. Und diese Erwartungen ergänzen die Fragmente der bisherigen Überlieferung hypothetisch zur To-

talität der vorverstandenen Universalgeschichte, in deren Licht jedes relevante Ereignis prinzipiell so vollständig beschrieben werden kann, wie es für das praktisch wirksame Selbstverständnis einer sozialen Lebenswelt möglich ist" (Habermas 1970, S. 273).

Insofern ist jeder erfolgreiche Historiker „Erzähler" – auch wenn er sich (als Anhänger der „Annales-Schule" oder als „historischer Sozialwissenschaftler") bevorzugt mit strukturhistorischen Problemen beschäftigt.[9] Und auch der Alltagserzähler ist „Historiker". Selbst seine „Geschichte" ist Teil jener universalistischen Erzählung, die die Moderne ausmacht.

Das Ergebnis dieser abstrakten Überlegungen bringt für methodologisch interessierte Biographieforscher an der Grenze zwischen Soziologie, Geschichts- und Erziehungswissenschaft wichtige Vorteile: Es entlastet von den methodischen Rechtfertigungszwängen, denen wir regelmäßig ausgesetzt sind, wenn wir uns wissenschaftlich mit biographischen Erzählungen beschäftigen. Der Alltagserzähler ist gerade *als Erzähler* Träger von „Strukturen", weil die Erzählung ihn mit der sozialen und historischen Lebenswelt, an der er teilnimmt, vernetzt. Jürgen Habermas hat die interessante Beobachtung gemacht, dass Erzähler eine Art „Laienkonzept der ‚Welt' im Sinne der Alltags- oder Lebenswelt" brauchen (Habermas 1981, Bd. 2, S. 206), d.h. sie können sich gar nicht narrativer Darstellungsformen bedienen, ohne zumindest intuitiv auf kollektiv verfügbares Wissen Bezug zu nehmen.

„An der Grammatik von Erzählungen lässt sich ablesen, wie wir Zustände und Ereignisse, die in einer Lebenswelt auftreten, identifizieren und *beschreiben*; wie wir die Interaktionen von Gruppenangehörigen in sozialen Räumen und in historischen Zeiten zu komplexen Einheiten *vernetzen* und *sequentialisieren*; wie wir die Handlungen von Individuen und die Ereignisse, die ihnen zustoßen, wie wir die Taten von Kollektiven und die Schicksale, die sie erleiden, aus der Perspektive der Bewältigung von Situationen erklären. Mit der Form der Erzählung wählen wir eine Perspektive, die uns ‚grammatisch' nötigt, der Beschreibung ein Alltagskonzept der Lebenswelt als *kognitives Bezugssystem* zugrunde zu legen" (ebd., S. 207).

Die Klarheit der Habermasschen Definition erübrigt eine paraphrasierende Deutung.[10] Der theoretische Status der Erzählung wird unmittelbar evident.

1.3 Sozialgeschichtliche Untersuchungen als Korrektiv einer narrationsstrukturellen Milieuanalyse

Erzähler „meinen" also mehr als sie „sagen", wenn sie erzählen. Und die Sinnüberschüsse ihrer Darstellungen deuten auf jene Muster sozialer Orientierung, auf die E. P. Thompson im Rahmen seiner lebensweltlichen Klassentheorie hingewiesen hat (vgl. Thompson 1987, Bd. 1, S. 10). Dies gibt Erzählungen den Status einer eigenständigen und wichtigen Quelle zur Rekonstruktion von Lebenswelten. Wie ein soziales Milieu aus der Binnensicht seiner Teilnehmer aussieht, lässt sich über diesen privilegierten Zugang durchaus erschließen.

Andererseits kann freilich kein Zweifel darüber bestehen, dass zumal biographische Erzählungen keine schlichten Spiegelungen des Milieus sind, auf das sie sich beziehen. Das Verhältnis zwischen Subjekt und Gesellschaft, das durch das Konzept „Biographie" ausgedrückt wird, ist durch den banalen Hinweis auf die Wechselseitigkeit der Beeinflussung nicht hinreichend beschrieben. Die Beziehung ist komplizierter. Biographien bilden erlebte Wirklichkeit nicht ab. In

gewisser Weise erzeugen oder konstruieren sie ihre „eigene" Wirklichkeit. Unser autobiographisches Gedächtnis scheint erstaunliche Parallelen zu der selbstreferentiellen Funktionsweise des Gehirns zu haben, wie sie in modernen neurobiologischen Forschungen entdeckt und beschrieben worden ist (vgl. dazu Alheit 1997; auch Alheit/Dausien 2000). Allerdings bedeutet dieser konstruktivistische Aspekt des Biographischen nicht, dass unsere Lebenserfahrung beliebig wäre. Sie bleibt durchaus ein Produkt unserer sozialen Herkunft, unseres Geschlechts, unserer Ethnizität und der historischen Zeit, in der wir leben – freilich auf unverwechselbar einzigartige Weise. In einer biographischen Erzählung drückt sich deshalb das Besondere eines sozialen Allgemeinen aus.

Aber ein Milieu besteht nicht nur aus biographischen Konstruktionen, sondern auch aus materiellen Bedingungen, aus Institutionen und Instanzen, aus geronnenen Wertvorstellungen und habitualisierten Routinen. Die Rekonstruktion von biographischen Konstruktionen ist auf Kontextwissen angewiesen, das sich auf diese „geronnenen" Realitätsaspekte des Milieus bezieht. Neben Geschichten (und den „Mustern", die sich dahinter verbergen) sind auch die sichtbaren und messbaren gesellschaftlichen *Strukturen* Gegenstand der Untersuchung: die Bedingungen der Arbeit und des Wohnens, die Arbeitsteilung zu Hause und die Geschlechterbeziehungen, die Freizeitaktivitäten und das politische Engagement. Wissen über diese „äußere Seite" des Milieus ist Voraussetzung für eine sachgemäße Interpretation der „inneren Konstruktionen", in gewisser Weise sogar ein methodisches Korrektiv für die narrationsstrukturelle Milieuanalyse.

2. Die „biographische Rekonstruktion" eines Milieus: Exemplarische Dokumentation eines Forschungsprozesses

Biographieforschung für die Analyse sozialer Milieus zu nutzen, ist gewiss keine neue Idee. Die große Lebensweltstudie des Heidelberger SINUS-Instituts in Deutschland (SINUS 1991; auch Flaig u.a. 1993) gründet ihre prominente und jährlich erneuerte Milieuanalyse nicht nur auf einen extrem diskret gehandelten „Milieuindikator", sondern auch auf eine Reihe von komplexen qualitativen Interviews. Auch Bourdieu hat mit einem Forschungsteam in seiner jüngeren Großstudie *La misère du monde* (Bourdieu u.a. 1997) subproletarische Milieus in Frankreich mit Hilfe von erzählten Lebensgeschichten rekonstruiert.

In dem Projekt, auf das sich die folgenden Ausführungen beziehen werden[11], ging es um die sozialhistorische Rekonstruktion zweier spezifischer Arbeitermilieus (Werftmilieus) in Ost- und Westdeutschland. Zu diesem Zweck schien zunächst eine Klärung des Milieubegriffs sinnvoll: Milieu (franz. *lieu* = Ort) ist – ganz in der Durkheimschen Tradition – zunächst ein „Verortungsmechanismus". Soziale Akteure werden im sozialen Raum, also in einem Geflecht sozialer Relationen, platziert und platzieren sich selbst. In dem genannten Vorhaben ist dieser Aspekt des Milieus vor allem mit Hilfe klassischer sozialgeschichtlicher Methoden rekonstruiert worden (vgl. Alheit u.a. 1999, Bd. 1, S. 66-707) – eine Perspektive, die in den hier vorgestellten Überlegungen nur am Rande berührt wird.

Es gibt allerdings durchaus auch eine „innere", lebensweltliche Dimension des Milieus. Karl Mannheim hat in seinen kultursoziologischen Frühschriften für dieses Phänomen den Begriff des „*konjunktiven Erfahrungsraums*" geprägt (Mannheim 1980, S. 211ff.[12]). Dabei geht es um kollektives Hintergrundwissen in einem interaktiv geteilten sozialen Feld. Zur Rekonstruktion dieser Wissensform eignen sich nun biographisch-narrative Interviews ganz ausgezeichnet, weil sie die Ebene von *tacit knowledge* erreichen, also von einem Wissen „im Rücken" der Akteure. Andererseits machen biographische Interviews auch beträchtliche Unterschiede sozialen Wissens in einem Milieuraum transparent. Sie belegen, dass auch soziale Teilräume[13] Dynamiken aufweisen, die gegebenenfalls Entwicklungs- und Veränderungsprozesse deutlich machen können. Biographische Fallrekonstruktionen eröffnen also nicht allein den Zugang zu milieutypischen präskriptiven Wissensformen. Der systematische Vergleich von Biographien[14] lässt auch Bewegungen im Milieuraum selbst erkennen, die aus einer „topologischen" Perspektive nicht zu identifizieren wären.

Im Folgenden wird zunächst das Binnenmilieu einer westdeutschen Werft in seiner Eigendynamik vorgestellt. Dazu taugen die im Projekt empirisch entwikkelten *Akteurstypologien*. In einem zweiten Schritt soll an einem exemplarischen Textausschnitt die wechselseitige Durchdringung von subjektiven Konstruktionen und strukturellen Mechanismen, also die komplexe Beziehung zwischen „Geschichten" und „Strukturen" anschaulich gemacht werden.

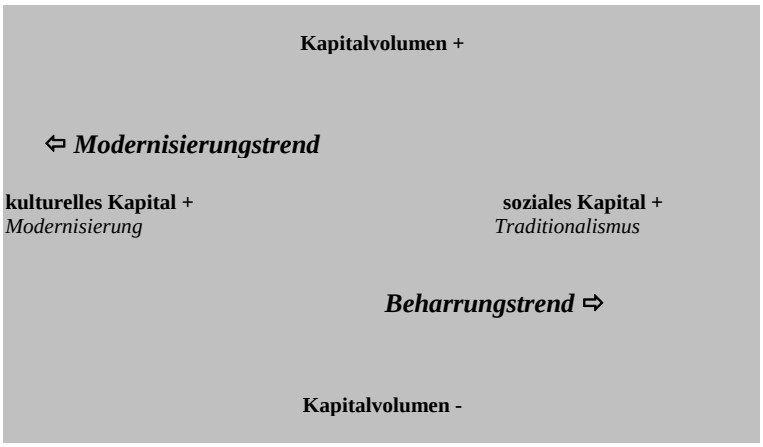
2.1 Dynamiken in einem Milieuraum

Der Milieuraum der untersuchten Bremer Werftbelegschaft, ist, wie die sozialgeschichtliche Analyse zeigt (vgl. Alheit u.a. 1999, Bd. 1, S. 66-262; auch Hofschen 1999), durch einige Besonderheiten gekennzeichnet: Die Belegschaftsmitglieder beweisen eine erstaunlich geringe lokale Mobilität. Werftmilieu und Wohnmilieu überschneiden sich. Viele pflegen mehr oder weniger enge persönliche Kontakte auch jenseits der Werfttore. Innerfamiliäre Sukzession spielt für die Belegschaftsrekrutierung eine herausragende Rolle. Söhne und nahe Verwandte von Werftarbeitern werden – von Phasen größerer Arbeitslosigkeit zu Beginn der 1950er Jahre abgesehen – relativ problemlos in die Werftbelegschaft eingegliedert (vgl. Hofschen 1999, S. 34ff.). Das bedeutet aber: Die Häufigkeit der persönlichen Kontakte im Milieu ist relativ hoch. Wiederholte Begegnungen mit wichtigen Interaktionspartnern gehören zur Alltagspraxis.

In einer so konstruierten sozialen Welt ist „soziales Kapital" – also die Dimension „Beziehungen" – keine knappe, aber doch eine äußerst wichtige Ressource der sozialen Platzierung. Akteure mit Einfluss im Milieu sind auf ein gewisses Volumen an sozialem Kapital dringend angewiesen. Teilnehmer mit sehr spärlichen sozialen Kontakten werden kaum zum „Kernmilieu" gerechnet werden können. Andererseits reicht allerdings bloße Kontakthäufigkeit im Milieu noch nicht aus, um die Interaktionsdynamik zu gestalten. Frauen z.B. stehen im Zentrum der Vergemeinschaftungsaktivitäten im Milieu, aber sie sind keineswegs die einflussreichsten sozialen Akteure im Sozialraum des Milieus. Das klassische Arbeitermilieu ist ein *Gegenmilieu,* d.h. auch die Beziehung zu den dominanten gesellschaftlichen Milieus spielt eine Rolle. Die aber kann durch dichte Vernetzung im eigenen Milieu allein nicht gewährleistet werden.

Die Verarbeitung von Außeneinflüssen auf das Milieu (z.B. technischer Wandel oder politisch-ideologischer Druck) setzt gleichsam politisch gefärbtes „kulturelles Kapital“ (politische, kulturelle und technische Qualifikationsprozesse sowie gegebenenfalls Bildungstitel) voraus – eine Ressource, die neben dem sozialen Kapital die Dynamik im Milieuraum bestimmt. Es erscheint sogar plausibel anzunehmen, dass beide Kapitalressourcen unter dem Aspekt gesellschaftlicher Modernisierung bipolar angelegt sind und soziales Kapital eher für „Traditionalismus“ und Milieupersistenz, kulturelles Kapital dagegen eher für „Modernisierung“ und Milieuwandel stehen. In dieser Spannung einer Milieuorientierung zwischen vitaler Vergemeinschaftungspraxis und Modernisierungsdruck (s. folgende *Skizze*) entstehen Mixturen der beiden polaren symbolischen Kapitalressourcen (soziales vs. kulturelles Kapital), die eine Bildung von sozialen Typen nahelegen.

Spannungsfeld des Milieuraums (AG „Weser“)



entnommen aus: Alheit u.a. 1999, Bd. 2, S. 725

Eine solche Typologie bot sich durch systematische Maximalvergleiche biographischer Fallrekonstruktionen an, die unterschiedliche Ressourcen von Handlungschancen im sozialen Raum des Milieus aufdeckte: Es gab Akteure mit beträchtlichem sozialen Kapital, die allerdings nur innerhalb des Milieuraums Einfluss besaßen. Und es waren Akteure identifizierbar, die sowohl im Milieu als auch außerhalb Einfluss nahmen. Sie besaßen neben sozialem Kapital auch (politisch-)kulturelles Kapital. Es existierten allerdings auch soziale Akteure im Milieufeld, die offensichtlich nur über geringes soziales Kapital verfügten. Bei der Konstruktion von Ankerfällen boten sich schließlich fünf präzise unterscheidbare *Akteurstypen* an, die jeweils durch empirische Minimalvergleiche gestützt werden konnten[15]:

(1) der *Typus des Protagonisten*: „Protagonisten“ sind in der Regel Angehörige der Funktionärseliten im Milieu (Betriebsräte und/oder einflussreiche SPD-Parteiaktivisten). Sie verfügen durchaus über soziales Kapital, aber ihr Einfluss beruht gerade nicht nur auf der hohen Vernetzung innerhalb des Milieus, sondern zusätzlich auf ihrer Fähigkeit, Milieuinteressen auch nach außen zu ver-

treten. Dazu reicht soziales Kapital im Milieu allein nicht aus. Protagonisten verfügen zusätzlich über (politisch-)kulturelles Kapital. Durch gewerkschaftliche Fortbildung, politische Schulung oder durch den nachträglichen Erwerb von Bildungstiteln haben die meisten Protagonisten sich im Laufe ihrer Berufsbiographie spezielle Zusatzqualifikationen erworben, die ihnen einen gewissen Einfluss im Milieu sichern. Unbestreitbar gehören Protagonisten zum Kernmilieu. Interessant ist die Frage, ob gerade sie – bewusst oder unfreiwillig – die Modernisierung des Milieus vorantreiben.

(2) der *Typus des Integrierten*: „Integrierte" sind hochvernetzte Akteure, die insbesondere auf der Werft anerkannt sind und ihre eigene Identität sehr stark über Arbeit und Betrieb definieren. Der Prototyp ist männlich, gruppenorientiert und egalitär, mit ausgeprägt proletarischem Habitus. Auch die Integrierten gehören selbstverständlich zum Kernmilieu, repräsentieren allerdings im Vergleich zu den Protagonisten eindeutig den „Beharrungstrend". Integrierte sind eher Traditionalisten, nicht Modernisierer. Ihre Stellung verdanken sie vor allem dem Besitz an sozialem Kapital im Milieu.

(3) der *Typus des Networkers*: „Networkers" sind Vergemeinschaftungsspezialisten, die vor allem auch außerhalb des Betriebs in milieutypischen Vereinen und Verbänden und in der Nachbarschaft soziale Netze knüpfen. Der Prototyp des Networkers ist weiblich. Auch Networkers sind Teil des Kernmilieus. Im Gegensatz zu den Integrierten sind sie allerdings nicht notwendigerweise Traditionalisten. Ihre Vergemeinschaftungsaktivitäten sind nicht selten Reaktionen auf Modernisierungsprozesse und auf unvermeidliche Erosionserscheinungen des sozialen Lebens im Milieu.

(4) der *Typus des Randständigen*: Selbstverständlich gibt es soziale Akteure, die zwar eindeutig zum Milieu gehören, aber keine Mitglieder des Kernmilieus sind. Zumeist verfügen sie aus verschiedenen Gründen über weniger soziales Kapital, um problemlos „dazuzugehören". Da „Randständige" in der Regel das Bedürfnis äußern, stärker integriert zu sein und von ihren zumeist erfolglosen Bemühungen erzählen, von den anderen akzeptiert zu werden, lassen sich an ihrem sozialen Schicksal besonders genau milieutypische Exklusions- und Inklusionsmechanismen identifizieren. Wir verstehen gleichsam von außen, wie das Milieu „funktioniert".

(5) der *Typus des Außenseiters*: Schließlich gibt es Akteure, die zwar temporär oder sogar längerfristig mit dem Milieu in Kontakt stehen, aber – gewollt oder ungewollt – doch „Außenseiter" bleiben. Ihre Haltung zur Welt, ihre sozialen Orientierungen und ihr Habitus sind milieufremd. In der Regel grenzen sie sich bewusst vom Kernmilieu ab. Im Milieu bilden sie zugleich eine Kontrastfolie. Ihr soziales Kapital reicht nicht aus, um im Milieuraum sozial zu „überleben". Aber auch sie tragen zur Rekonstruktion der Beharrungs- und Modernisierungstendenzen des AG „Weser"-Milieus bei.

Nach der sorgfältigen Auswertung der biographischen Interviews (vgl. Alheit u.a. 1999, Bd. 2, S. 723-895) schien uns folgende Binnendynamik im Bremer Werftmilieu charakteristisch: Die Beharrungsfunktion, die die „Integrierten" unbestreitbar haben, rechtfertigt die Betonung einer durchaus erstaunlichen Persistenz in westdeutschen Arbeitermilieus der 1950er Jahre. Noch existiert eine gewachsene Gruppe „geborener Proletarier" mit hoher emotionaler Bin-

dung an den Betrieb, die durch familiäre Sukzession hergestellt und z.T. sogar noch fortgesetzt wird. Diese Gruppe ist kulturell und beruflich auf Selbstreproduktion angelegt. Das macht ihre Stabilität und Kohärenz aus.

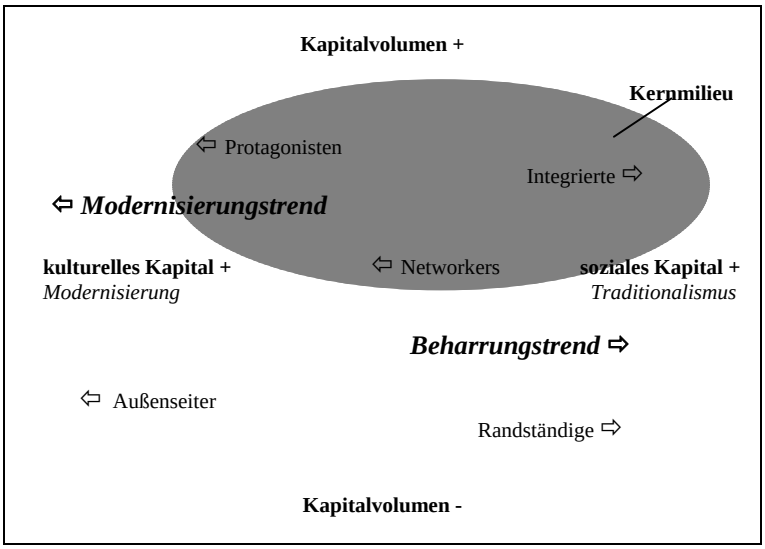
Aber genau diese Selbstreproduktion wird – durch äußere Einflüsse begünstigt – sozusagen „von innen" in den 1950er Jahren aufgebrochen. Es wird zumindest im Ansatz sichtbar, dass die Interessen der Arbeiterschaft nur durch Modernisierung der Interessenwahrnehmung angemessen geschützt werden können. Die „Protagonisten", die diese wichtige Funktion übernehmen, entstammen gewiss dem Submilieu der Integrierten, das in dieser Phase bei weitem das größte Teilmilieu gewesen sein dürfte, aber sie fügen ihren Basisqualifikationen als Facharbeiter und dem hohen Grad an Vernetzung im Kernmilieu (soziales Kapital) eine Kapitalsorte hinzu, die gewissermaßen eine Mischung aus kulturellem und politischem Kapital darstellt: Sie erwerben, zumeist im gewerkschaftlichen und im SPD-Kontext formelle und informelle Zusatzqualifikationen, die sie über die Grenzen des betrieblichen Milieus hinaus handlungsfähig machen. Diese Tatsache bedeutet nun keineswegs nur „individuelle Modernisierung", die übrigens persönlich geradezu verdrängt werden kann (s.u.). Sie verändert tendenziell auch das Kernmilieu, bedingt Verschiebungen der fokussierenden Kräfte im Milieuraum. Mit den modernisierten Lebensläufen der Protagonisten öffnet sich auch das Arbeitermilieu zum Raum des kulturellen Kapitals. Charakteristischerweise machen gerade die Söhne und Töchter der Protagonisten Qualifikations- und Bildungskarrieren.

Aber noch ein weiteres Symptom erzwingt Öffnungsprozesse hin zum kulturellen Kapital. Mit dem Bedeutungsverlust der „Integrierten" im Kernmilieu und der schleichenden Erosion der Werft als Fokus der gemeinschaftsstiftenden Aktivitäten wächst der Bedarf an neuen flexiblen Vernetzungsmustern. Hier ist die Funktion der Frauen im Milieu besonders bemerkenswert. Sie agieren als Kommunikationsspezialistinnen in Vereinen und Nachbarschaften und stiften auch innerfamiliär Gemeinschaft. Dabei scheint es ihnen zu gelingen, traditionelle mit neuen Formen zu verknüpfen. Aber auch die institutionellen Rahmenbedingungen verändern sich. Aus dem klassischen Arbeitersportverein wird ein selbstständiger Funktionsträger der Geselligkeit, der auch andere Milieus erfasst. Vergleichbares gilt für die Kleingartenkultur. „Networkers" sind ein Akteurstypus im Kernmilieu, der solche Modernisierungsprozesse aktiv begleitet.

Symptomatisch ist allerdings, dass sich dabei soziales Kapital nicht einfach verflüchtigt, sondern nach wie vor die wichtigste Vergesellschaftungsressource im Milieu bleibt. Das lässt sich – negativ – an den „Randständigen" zeigen, die ja nicht durch Selbstexklusion hervortreten wie die „Außenseiter", sondern offensichtlich zu schwache soziale Beziehungen im Milieuraum haben und dieses Dilemma aus unterschiedlichen Gründen nicht beseitigen können. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, dass das Geschlecht erstaunliche Konsequenzen hat. Frauen werden in dem männlich dominierten Betriebsmilieu an den Rand gedrängt (vgl. Alheit u.a. 1999, Bd. 2, S. 845ff).

Vor dem Hintergrund dieser bilanzierenden Interpretationen lässt sich der Milieuraum mit Hilfe der oben eingeführten Skizze in seiner Bewegungsdynamik noch einmal plastisch darstellen:

Spannungsfeld des Milieuraums (AG „Weser“)



entnommen aus: Alheit u.a. 1999, Bd. 2, S. 894

Die Graphik macht zwei Ergebnisse der Interpretation transparenter: Sie zeigt noch einmal, dass es durchaus sinnvoll erscheint, von einem „Kernmilieu“ zu sprechen, dem neben den „Integrierten“ die „Protagonisten“ und die „Networkers“ zugerechnet werden müssen. Dieses Kernmilieu grenzt sich erkennbar von den „Randständigen“ und vor allem von den selbstexklusiven „Außenseitern“ ab. Zugleich wird aber deutlich, dass auch das Kernmilieu selbst im Wandel begriffen ist. Beharrungs- und Modernisierungsbestrebungen konkurrieren bereits in den 1950er Jahren. Die „Protagonisten“ sind durchaus als „aktive Modernisierer“ zu bezeichnen, während die „Networkers“ eher als „defensive“ oder „reaktive Modernisierer“ fungieren. Sie kompensieren gleichsam die Erosionen der traditionellen Interaktionszusammenhänge auf „moderne“ Weise. Die „Integrierten“ agieren dagegen strukturkonservativ. Sie stehen – als das größte Submilieu – für die erstaunliche Persistenz des westdeutschen Arbeitermilieus bis weit über die Mitte der 1950er Jahre. Sie belegen, dass die prominenten sozialgeschichtlichen Umbruchthesen (vgl. etwa Schildt/Sywottek (Hrsg.) 1994) gewiss nicht „falsch“, aber unbestreitbar voreilig und erstaunlich undifferenziert sind.

2.2 „Gebrochene Modernisierung“: Die Lebensbilanz eines „Protagonisten“

Wie sich in diesem Forschungskontext die Interdependenz von Subjektivität und Struktur in Lebensgeschichten gleichsam „spiegelt“, soll an dem biographischen Textausschnitt eines typischen „Protagonisten“ gezeigt werden: *Gustav Brandt*[16] wächst im proletarischen Milieu auf. Schon sein Vater hat auf der Werft gearbeitet. Er selbst lernt Dreher, engagiert sich früh in der Gewerkschaft und zu Beginn der 1930er Jahre sogar im kommunistischen Jugendver-

band. Während des Nationalsozialismus verhält er sich unauffällig und nimmt nur gelegentlich an kommunistischen Widerstandsaktionen teil. Nach dem Zweiten Weltkrieg tritt er der SPD bei und beteiligt sich aktiv am Wiederaufbau der Werft. Zu Beginn der 1950er Jahre nutzt er einen politischen Konflikt und löst den kommunistisch dominierten Betriebsrat mit einer Gruppe von SPD-Aktivisten ab. Er selbst wird zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt. In dieser Funktion bleibt er über 25 Jahre bis zu seiner Verrentung. Während der 1950er Jahre betreibt er nicht nur eine erfolgreiche Betriebspolitik. Er ist Mitglied des Landesparlaments für die SPD und zeitweilig sogar deren Fraktionsvorsitzender. Unter seiner Ägide wird die Werft modernisiert. Er setzt eine neue Lohnstruktur durch. Das Milieu, in dem er groß geworden ist, verändert sich. Seine beiden Söhne sind die ersten Arbeiterkinder im Revier, die ein Gymnasium besuchen und anschließend studieren. Beide werden erfolgreiche Juristen.

Erstaunlicherweise nimmt Brandt, der diese Entwicklung maßgeblich gesteuert und vorangetrieben hat, die Veränderungen nur *indirekt* wahr. Eine Textpassage seiner biographischen Erzählung macht das besonders anschaulich:

Ich ging immer durchn Betrieb
die letzten Jahre ja nimmer
hab ich ja nie mehr Zeit gehabt –
ging immer jeden Tag – durchn Betrieb
zieh ich ne Blaujacke über – Arbeitsjacke über ...
[...]
... ja und denn habn die – ja denn habn die
habn gesagt: „Gustav –
erstens wenn du dich mit den da inne Wolle hast“
und das war son Riesenkerl
das war der technische Vorstand –
habn se gesagt: „und außerdem –
zieh deine Blaujacke aus“
ja ja die habn einfach gesagt:
„Wir wollen du bist unser Aushängeschild
und wir wollen dass du so aussiehst (...)
Aus Ende Schluss“
und da – und da hab ich gesagt:
„das kost mir aber n Haufen Anzüge“ –
„denn hättst dich nich wählen lassen müssen –
jetzt habn wir dich gewählt
und jetzt wollen wir so – vertreten werden“
(Herr Brandt B2: 152-166)

Der Beginn des Segments enthält eine Reihe von durchaus widersprüchlichen Informationen: Brandt „*ging immer durchn Betrieb*“, wie er sagt, „*immer jeden Tag – durchn Betrieb*“. Die persönliche Anwesenheit, das direkte Gespräch ist ein wichtiger Teil der Vernetzung im Milieu, eine Verpflichtung gerade auch für die Arbeiterfunktionäre. Dass er dabei zunächst „*ne Blaujacke*“ überzieht, um sich auch symbolisch als *primus inter pares* zu erkennen zu geben, unterstreicht seine Bereitschaft, die Nähe der Kollegen zu suchen. Freilich, er „*ging*“ durch den Betrieb – ein Privileg, das gewöhnlich nur dem freigestellten Betriebsrat gewährt wird. Mit diesem Akt zeigt er nicht nur seine Nähe, sondern auch seine herausgehobene Stellung im Betrieb. Der tägliche Durchgang ist auch eine zurückhaltende „Dominanzgeste“, vergleichbar der Visite des Chefarztes, der Pres-

sekonferenz der Politiker oder – um den Genotypus dieser Geste zu erwähnen – dem Hofhalten. Brandts regelmäßiger Gang durch den Betrieb kann durchaus auch als eine proletarische Variante des „Hofhaltens" betrachtet werden.

Die Geste verfehlt ihre Wirkung nicht. Die Assoziation – so unbewusst sie auch agiert wird – findet Verständnis: Die Kollegen verlangen in ihrem eigenen Interesse repräsentativere Garderobe („*und außerdem zieh deine Blaujacke aus*"). Sie ziehen bewusst den Vergleich zum Vertreter des Kapitals und wollen ein angemessenes Gegenüber („*... du bist unser Aushängeschild und wir wollen dass du so aussiehst*"). Brandts Einwand, dass ihn diese Forderung in materielle Schwierigkeiten bringe („*das kost mir aber n Haufen Anzüge*"), zählt nicht („*denn hättst dich nich wählen lassen müssen*").

Hinter dieser beinahe amüsanten Auseinandersetzung um die Symbolik von „Arbeitermacht" innerhalb und außerhalb des Betriebes lässt sich eine Entwicklung erkennen, die bereits zu Beginn des Segments sehr klar angesprochen wird: Der regelmäßige Rundgang durch den Betrieb, täglich zu Beginn der 1950er Jahre, im Blaumann damals noch, ist selten geworden („*die letzten Jahre ... hab ich ja nie mehr Zeit gehabt ...* ."). Der prominente Funktionär in Anzug und Schlips, vom Kapitalvertreter äußerlich nicht mehr zu unterscheiden, hat nur noch hier und da Gelegenheit, sich im Betrieb zu zeigen. An die Stelle von persönlichen Gesprächen mit den Kollegen sind wichtige Verhandlungen getreten – auf höchster politischer Ebene. Die Kollegen akzeptieren das und vertrauen dem langgedienten und außerordentlich erfolgreichen Betriebsratsvorsitzenden. Sie mögen sich sogar mit ihm identifizieren. Aber mit der Modernisierung der äußeren Abläufe haben sich auch die Konstitutionsbedingungen des Milieus verändert. Der „konjunktive Erfahrungsraum" (Mannheim) hat sich ausgeweitet und dabei einen beträchtlichen Teil seiner inneren Kohärenz eingebüßt.

Interessant ist, dass sich in diesem kurzen Textausschnitt nicht allein eine subjektive Erinnerung, sondern eine *strukturelle* Entwicklung abbildet. Die Erzählung bewahrt Erfahrungen auf, die kollektiven Charakter haben. Aber das erzählende Subjekt ist keineswegs nur „Objekt" des gesellschaftlichen Wandels. Der Erzähler ist Akteur und Protagonist der sozialen Entwicklung. Er steht im (lokalen) Zentrum der Veränderung des westdeutschen Arbeitermilieus der 1950er Jahre.

Gustav Brandt kann freilich – subjektiv – an den Eingangsbedingungen festhalten, und es klingt durchaus glaubwürdig, wenn er resümiert:

Ja ich hab immer die Arbeitnehmer vertreten –
bin also immer Arbeiter geblieben –
ich hab mich ja auch nie verändert –
weder persönlich – in meiner persönlichen – Struk_in mein_ in meiner Struktur – (...)
ich habe – - –
wir wir habn uns – äh auch äußerlich –
abgesehen davon dass ich mal n Anzug mehr brauchte –
nich verändert –
wir habn unser ganzes Leben – im Grunde genommen nur (...) so weiter geführt – wie es vorher auch war –
das heißt also – -
/ich – fühl mich heute auch noch als Arbeiter ((sehr leise))/
(Herr Brandt B2: 373-385)

Der bekennende Charakter dieses Evaluationssegments präsentiert ganz fraglos eine Art persönlichen Mythos des erfolgreichen Arbeiterfunktionärs („*ich*

hab mich ja auch nie verändert ..."). Natürlich hat ihn die erstaunliche Karriere geprägt, seine Funktion als langjähriger Betriebsratsvorsitzender und später sogar als SPD-Fraktionsvorsitzender im Landesparlament. Gewiss haben die Verhandlungen mit den Kapitalvertretern und die Begegnung mit politischen Freunden und Gegnern aus ganz anderen sozialen Schichten seine Erfahrungen als Arbeiter beeinflusst und völlig andere Lebensperspektiven hervorgebracht, als sie im Milieu selbstverständlich waren. Und doch hat sich Brandt in aufrichtiger Selbsteinschätzung nicht vom Milieu entfernt, hat den Wohnsitz nicht gewechselt, hat keinen sozialen Aufstieg im klassischen Sinn vollzogen. Die Modernisierungsprozesse, die seine Biographie begleiten, sind zugleich Modernisierungsprozesse, die das gesamte Milieu betreffen. Seine aktive Mitwirkung bei diesem Wandel macht ihn gleichsam „blind" für die Veränderung. Die Parallelität von objektiver und individueller Modernisierung erscheint ihm – subjektiv – als konstante Bindung an sein Herkunftsmilieu. Dass dieses Milieu dabei selbst in Auflösung begriffen ist, nimmt der Protagonist nicht – oder präziser: nur „gebrochen" – wahr. Diese eigenwillige „Brechung" im Modernisierungsprozess der deutschen Nachkriegsarbeitermilieus lässt sich nur dann dingfest machen, wenn nicht allein die äußeren Merkmalsverschiebungen empirisch beschrieben werden, sondern auch die inneren, biographischen Rekonstruktionen der Protagonisten als soziale Phänomene identifiziert sind. Die autobiographische Erzählung ist der „Königsweg", diese Phänomenebene zu verstehen.

3. Fallrekonstruktionen, soziale Konfigurationen und gesellschaftlicher Wandel

Gustav Brandts Erinnerungen sind ein winziges Detail jenes „konjunktiven Erfahrungsraums", der das westdeutsche Nachkriegsarbeitermilieu bestimmt. Charakteristisch dafür ist die Gleichzeitigkeit von Beharrungsvermögen und Veränderungsdynamik. Diese widersprüchliche Spannung wird in der Binnenperspektive der sozialen Akteure auf sehr unterschiedliche Weise transparent: Während die „Protagonisten" die Öffnung des Milieus vorantreiben und damit – ungewollt – seine innere Konsistenz bedrohen, stehen die „Integrierten" für die Persistenz gewachsener Erfahrungen. Sie sind traditionalistisch orientiert, hängen an den eingefahrenen Routinen und Institutionalisierungen der klassischen proletarischen Gegenkultur. „Integrierte" und „Protagonisten" agieren als Antipoden und nehmen sich doch nicht als solche wahr. Die „Protagonisten" sind nur so lange durchsetzungsfähig, wie sie von den „Integrierten" als ihresgleichen wahrgenommen werden, und genau deshalb erleben sie sich selbst als integrierten Bestandteil des Milieus. Aber sie sind nur dann erfolgreich, wenn es gelingt, über den Erfahrungsraum des Milieus hinaus zu wirken und ihre Strategien an gesellschaftliche Modernisierungsprozesse anzuschließen. Den sozialen „Kitt" für diese widersprüchliche Dynamik liefern die „Networkers", vor allem die Frauen im Arbeitermilieu. Sie sorgen für die außerbetrieblichen Kontakte in Familien und Vereinen und sind dabei Trägerinnen versteckter Modernisierungsprozesse im Alltag. Frauen sind es auch, die für gemäßigte Bildungs- und Qualifikationsaufstiege der Folgegeneration sorgen: z.B. für die Berufsausbil-

dung der Töchter oder für weiterführende Schulausbildung der Söhne. „Außenseiter" und „Randständige" komplementieren die soziale Konfiguration des Gesamtmilieus, weil sie den Angehörigen des Kernmilieus durch ihre subjektiv erlebte Exklusion das intuitive Gefühl der *Zugehörigkeit* vermitteln. Das kollektive Wissen, einer scheinbar kohärenten sozialen Konfiguration anzugehören, basiert also auf einem spannungsreichen Gefüge von Beziehungen und Bedeutungen, die als „soziale Semantik" lesbar sind.

Diese „Semantik" bildet sich in den narrativen Texten der verschiedenen biographischen Erzählungen ab. In der Konfrontation und Komplementarität je unterschiedlicher und doch strukturähnlicher „Laienkonzepte von Welt" (Habermas) entsteht das Bild einer sozialen Konfiguration, die als „konjunktiver Erfahrungsraum" eines historisch spezifischen gesellschaftlichen Milieus verstanden werden kann. Anders als äußere Merkmale dieses Milieus, die nur vordergründige Symptome von Erosion und Modernisierung darstellen, präsentieren narrative biographische Erinnerungen methodisch noch eine weitergehende Perspektive: Sie zeigen in der keineswegs zufälligen Aufschichtung und Verkettung von Erfahrungen *Prozesse der inneren Veränderung*. In (Lebens-)Geschichten wird das Bedürfnis nach Kontinuität angesichts historischer Diskontinuitäten sichtbar. Im Vergleich verschiedener (Lebens-)Geschichten entsteht ein Verständnis für das Beharrungsvermögen von Strukturen, aber auch für deren allmählichen Wandel. (Lebens-)Geschichen machen zugleich die „Strukturiertheit" und das „Strukturierungsvermögen" sozialer Akteure transparent (vgl. schon Giddens 1988).

In dem umfangreichen Forschungsvorhaben zu Nachkriegsarbeitermilieus in Ost- und Westdeutschland, das hier nur in einem exemplarischen Detailausschnitt (des West-Samples) vorgestellt werden konnte, ermöglichen gerade die narrativen Erinnerungen der betroffenen sozialen Akteure eine tiefe Einsicht in die dramatische Verschiedenheit einer Entwicklung, die historisch zunächst gleiche Voraussetzungen hatte: Sie öffnen den Blick auf das *sich selbst modernisierende Westmilieu*, das zwar zunehmend erodiert und „in die Gesellschaft hinein diffundiert", dabei jedoch einen nicht zu unterschätzenden Zivilisierungs- und Demokratisierungseffekt erzeugt (vgl. dazu ausführlicher Alheit 1994, S. 88ff.), und auf das *sich unter Außendruck „retraditionalisierende" Ostmilieu*, das unter DDR-Bedingungen zwar eine gewisse Autonomie gewinnt, zugleich jedoch eine gesellschaftliche „Modernisierungslücke" hinterlässt, die nicht nur zum ökonomischen Zusammenbruch der DDR führt, sondern auch die Integration der beiden deutschen Gesellschaften ökonomisch und sozial belastet (vgl. Alheit 2001; Alheit u.a. 1999, S. 1015ff.).

Aus sozialgeschichtlicher Perspektive beobachten wir bestimmte Merkmalskonfigurationen: zwei verschiedene politische Systeme, unterschiedliche Geschwindigkeiten des technologischen Wandels, kontrastive Gestaltungen der Lohnsysteme, drastische Unterschiede der Konsumentwicklung, des Wohnens, der Freizeitaktivitäten und des politischen Engagements. Wir erkennen – oberflächlich betrachtet – Tendenzen einer *progressiven* bzw. einer *regressiven Modernisierung*. Aber wir verstehen nicht den Anteil, den die betroffenen sozialen Akteure an diesem Prozess haben. Wir identifizieren „Ursachen" für bestimmte Entwicklungen, aber wir begreifen nicht die „Gründe" (s.o.). Erst eine „Sicht von innen", erst die narrative Rekonstruktion der Entwicklung aus der Perspektive der Akteure, macht diese „Gründe" transparenter. Sie erst ermöglicht die Einsicht in soziale Konfigurationen, die den Akteursstatus der Betroffenen ernst nehmen.

Rosa Luxemburg sagt in einer bemerkenswerten Abwandlung des berühmten Marxschen Diktums aus dem *18. Brumaire:* „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst" (zit. nach Niethammer u.a. (Hrsg.) ²1985, S. 11). Strukturen begrenzen und ermöglichen soziale Aktivitäten, aber sie werden durch diese Aktivitäten ihrerseits beeinflusst. Methodisch setzt dies eine *Triangulation* der Betrachtung von außen und innen voraus, eine Ergänzung sozialgeschichtlicher durch biographische Forschungen.[17]

„Geschichten" nämlich machen „Strukturen" anschaulicher. Sie eröffnen den methodischen Zugang zur historischen Alltagspraxis der Menschen. „Im Schützengraben" des Milieus, um Bourdieu noch einmal zu zitieren, werden gewiss nicht alle Aspekte sichtbar – so wenig wie vom „Feldherrnhügel" klassischer sozialgeschichtlicher Betrachtung aus. Aber die sozialen Dynamiken, in die die Akteure verstrickt sind, die „Semantik" von entstehenden, beharrenden und sich auflösenden sozialen Konfigurationen, wird in lebensgeschichtlichen Rekonstruktionen besonders transparent.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Essay ist an dem Methodologie-Kapitel der VW-Forschungsstudie von Peter Alheit, Hanna Haack, Heinz-Gerd Hofschen und Renate Meyer-Braun orientiert (Alheit u.a. 1999, Bd. 1, S. 9ff.).

2 Es handelt sich um ein klassisches „Akzeptanzproblem", und das hat ausschließlich mit der Dominanz bestimmter methodologischer Paradigmen zu tun.

3 Zur ausführlichen Kritik vgl. Alheit 1990, bes. S. 228ff.

4 Diese ungewöhnlich moderne Formulierung, die Karl Mannheim bereits in seinem klassischen „Generationen-Aufsatz" ([1928], abgedruckt in: Mannheim 1964, S. 509-565, hier bes. S. 524ff.) prägt, ist geeignet, die Komplexität der Beziehung von individueller biographischer Einzigartigkeit und den wechselnden Einflüssen des sozialen Raumes (z.B. Klasse, Geschlecht, Generation oder Ethnizität) zu beschreiben (vgl. dazu ausführlicher Alheit 1994, S. 107ff.).

5 Methodologisch interessant ist in diesem Zusammenhang ein älterer Aufsatz von Kurt Lewin, der den „Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie" behandelt (wiederabgedruckt in: Lewin 1981, Bd. 1, S. 233-278). In dieser Arbeit wird auf eindrucksvolle Weise die methodologische Dignität des *Einzelfalls* begründet – wenn man so will: ein „starker" konzeptioneller Hinweis auf die „Biographizität des Sozialen".

6 Empirisch lassen sich solche Prozesse beispielsweise bei der Transformation verlaufskurvenförmiger – also heteronomer – Prozessstrukturen in handlungsschematische – also autonome – Prozessstrukturen des Lebenslaufs (vgl. Schütze 1984, S. 78ff.) beobachten: z.B. am Ende einer Drogenkarriere, die durch einen kathartischen Zusammenbruch einen biographisch selbstbestimmten Neuanfang ermöglicht, oder beim Übergang einer langfristigen Arbeitslosigkeit in einen neuen Qualifikationsprozess.

7 Jürgen Habermas (1970, S. 270), der hier die Position Dantos zum ersten Mal systematisch – freilich im Kontext des „hermeneutischen Ansatzes" – rezipiert, geht dabei weniger auf das Problem der Narrativität als vielmehr kritisch auf bestimmte hermeneutische Aporien in Dantos Konzept ein (vgl. ebd., S. 272ff.). Später, in der „Theorie des kommunikativen Handelns" (1981, Bd. 2, S. 206f.) wird er gerade Dantos Verdienst seiner „Analyse der Form narrativer Aussagen" hervorheben (s.u.).

8 Zum Konzept der „Als-ob-Handlung" vgl. ausführlicher Alheit 1990, S. 15ff.

9 Natürlich bin ich mir der Tatsache bewusst, dass die von mir bevorzugte Position Arthur C. Dantos über den privilegierten epistemologischen Status von Narrativität der Historiographie heftig umstritten ist. Dennoch bin ich relativ sicher, dass – in der

Terminologie des späten Wittgenstein – jenes „Sprachspiel“ der Erzählung die Wandlungsprozesse der Moderne am ehesten transparent macht.

10 Ich kann dabei im Übrigen auf intensive *empirische* Evaluationen dieser Hypothese in einer Reihe von Forschungsprojekten des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung verweisen (zuerst und exemplarisch: Alheit 1983, bes. S. 218ff.; vgl. dazu auch Alheit 1990, S. 18ff.).

11 Ein von der Volkswagen-Stiftung geförderter mikrohistorischer Vergleich zweier Werftmilieus in Rostock und Bremen („Kontinuität und Wandel in deutschen Arbeitermilieus während der 1950er Jahre – Vergleichende Fallstudien in den Regionen Bremen und Rostock“. Forschungsvorhaben *Az.: 68526* der Volkswagen-Stiftung, gefördert vom 1.4.1994 bis 30.9.1997, Bearbeiter: Prof. Dr. Dr. Peter Alheit, Universität Bremen (Leiter), PD Dr. Hanna Haack, Universität Hamburg, Dr. Heinz-Gerd Hofschen, Universität Bremen, Prof. Dr. Renate Meyer-Braun, Hochschule Bremen).

12 Es ist im Übrigen das Verdienst von Ralf Bohnsack, dieses Mannheimsche Konzept für die qualitative Methodologie fruchtbar gemacht zu haben (vgl. stellvertretend Bohnsack 1998).

13 Die konzeptionelle Idee, mit der Analyse der Verteilung sozialer Ressourcen („symbolischer Kapitale“) im sozialen Raum Aufschluss über die Differenzierungen der Sozialstruktur zu erhalten, stammt von Pierre Bourdieu (1979). Bourdieu war es auch, der am Beispiel der Universitäten in Frankreich vergleichbare Verteilungsmuster in sozialen „Subarenen“ beschrieben hat (vgl. Bourdieu 1988). An diesen überzeugenden Versuch schließen die hier vorgestellten Überlegungen an.

14 Dabei wurden in den beiden zum Vergleich stehenden ost- und westdeutschen Forschungsfeldern insgesamt 95 biographisch-narrative Interviews durchgeführt. In Bremen wurden in zwei Feldphasen insgesamt 46, in Rostock ebenfalls in zwei Feldphasen insgesamt 49 Interviews erhoben. Die zweite Feldphase war Teil eines nachfolgenden Dissertationsprojekts zum Thema intergenerationaler Weitergabe von Bildungsaspirationen (vgl. Herzberg 2004). Für den vorliegenden Zweck wird ausschließlich auf das westdeutsche Datenmaterial zurückgegriffen.

15 Die Konstruktion der Typen (vgl. ausführlich Alheit u.a. 1999, Bd. 1, S. 35ff.) basierte auf einem methodologisch an der *Grounded Theory* orientierten „Verdichtungsverfahren“.

16 Der Name ist selbstverständlich ein Synonym. Aber die Person ist natürlich als öffentliche Person der Zeitgeschichte leicht zu identifizieren. Und für den subjektiv zwar dementierten, aber gleichwohl nicht zu übersehenden sozialen Aufstieg spricht die ganz erstaunliche Tatsache, dass einer der Söhne aktuell Präsident des Bremer Senats (also Bremer Bürgermeister) ist.

17 Eine ausführliche Begründung dieses methodischen Designs ist der Forschungsstudie (Alheit u.a. 1999, Bd. 1, S. 25ff.) zu entnehmen.

Literatur

Alheit, P. (1983): Alltagsleben. Zur Bedeutung eines gesellschaftlichen Restphänomens. Frankfurt/M., New York.

Alheit, P. (1989): Opportunities and risks of a new political culture: Not intended learning processes in changing industrial societies. In: Alheit, P./Francis, H. (Eds.): Adult Education in Changing Industrial Regions. Marburg, S. 39-50.

Alheit, P. (1990): Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Bremen.

Alheit, P. (1994): Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankfurt/M., New York.

Alheit, P. (1996): Changing basic rules of biographical construction: Modern biographies at the end of the 20th century. In: Weymann, A./Heinz, W. R. (Eds.): Society and Biography. Interrelationships between Society, Institutions and the Life Course. Weinheim, S. 111-128.

Alheit, P. (1997): Individuelle Modernisierung: Zur Logik biographischer Konstruktionen in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Hradil, S. (Hrsg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Frankfurt/M., New York, S. 941-951.

Alheit, P. (2001): Eine neue Lesart des DDR-Zusammenbruchs. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Internet-Supplement, 2/2001, S. 3-7.

Alheit, P./Dausien, B. (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, E. M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart, S. 257-283.

Alheit, P./Hoerning, E. M. (1989): Biographie und Erfahrung. Eine Einleitung. In: Alheit, P./Hoerning, E. M. (Hrsg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/M., New York, S. 8-23.

Alheit, P. u.a. (1999): Gebrochene Modernisierung – Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. Bd. 1: Sozialgeschichtliche Rekonstruktionen. Bd. 2: Soziologische Deutungen. Bremen.

Apitzsch, U. (1990): Migration und Biographie. Zur Konstitution des Interkulturellen in den Bildungsgängen junger Erwachsener der zweiten Migrantengeneration. Habilitationsschrift. Bremen.

Bohnsack, R. (1998): Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse. In: Matthiesen, U. (Hrsg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung in der Stadt- und Raumplanung. Berlin.

Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Zur Kritik gesellschaftlicher Urteilskraft, Frankfurt/M. (franz. Original „La Distinction". Paris 1979).

Bourdieu, P. (1988): Homo Academicus. Frankfurt/M.

Bourdieu, P. (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg.

Bourdieu, P. (1990): Die biographische Illusion. In: *Bios*, Jg. 3 (1990), S. 75-81.

Bourdieu, P. u.a. (1997): Das Elend der Welt. Konstanz.

Danto, A. C. (1965): Analytical Philosophy of History. Cambridge.

Danto, A. C. (1987): Historisches Erklären, historisches Verstehen und die Geisteswissenschaften. In: Rossi, P. (Hrsg.): Theorie der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt/M., S. 27-56.

Flaig, B. B. u.a. (1993): Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn.

Giddens, A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt/M., New York.

Habermas, J. (1970): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien. Frankfurt/M. (zuerst 1967).

Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde. Frankfurt/M.

Herzberg, H. (2004): Biographie und Lernhabitus. Eine Studie im Rostocker Werftarbeitermilieu. Frankfurt/M., New York.

Hoerning, E. M./Alheit, P. (1995): Biographical Socialization. In: *Current Sociology*, Vol. 43, No. 2/3 (1995), S. 101-114.

Hofschen, H. G. (1999): Zwischen Demontage und „Wirtschaftswunder". Die Entwicklung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Belegschaft der AG ‚Weser' in den 1950er Jahren. Bremen.

Kallmeyer, W./Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Exemplifiziert am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Werner, D. (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg, S. 159-274.

Kohli, M. (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. Aktuelle Veränderungstendenzen und ihre Folgen. In: Brock, D. u.a. (Hrsg.): Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. München, S. 272-291.

Labov, W./Waletzky, J. (1973): Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik, Bd. 2. Frankfurt/M., S. 78-126.

Lewin, K. (1981): Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. In: Ders.: Werkausgabe, Bd. 1. Bern, Stuttgart, S. 233-278.
Liebau, E. (1990): Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre. In: *Bios* 3 (1990), S. 82-86.
Liedtke, J. (1989): Narrationsdynamik. Analyse und Schematisierung der dynamischen Momente im Erzählprodukt. Diss. phil. Universität Bremen.
Mannheim, K. (1964): Das Problem der Generationen. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Berlin, Neuwied, S. 509-565.
Mannheim, K. (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt/M.
Michel, K. M. (1975): Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten. In: *Kursbuch* 41 (1975), S. 1-40.
Müller, A. (1986): Geschichten und Kategorien der Sozialwissenschaft. Frankfurt/M., Bern, New York.
Niethammer, L. (1990): Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. In: *Bios* 3 (1990), H. 1, S. 87-92.
Niethammer, L. u.a. (Hrsg.) (1985): „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst". Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW. Berlin und Bonn, 2. Auflage.
Quasthoff, U. M. (1980): Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen.
Raible, W. (1974): Skizze eines anwendungsbezogenen makrostrukturellen Textmodells. In: *Die Neueren Sprachen* 73 (1974), S. 410-429.
Revelli, N. (1977): Il mondo dei vinti. Turin.
Rossi, P. (Hrsg.) (1987): Theorie der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.
Rüsen, J. (1987): Narrativität und Modernität in der Geschichtswissenschaft. In: Rossi, P. (Hrsg.) 1987, S. 230-237.
Schapp, W. (1953): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding, Wiesbaden.
Schildt, A./Sywottek, A. (Hrsg.) (1994): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Bonn und Berlin.
Schütze, F. (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert, E. (Hrsg.): Erzählforschung. Ein Symposion. Stuttgart, S. 568-590.
Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart, S. 78-117.
SINUS-Lebensweltforschung (1991): Heidelberg.
SINUS-Lebensweltforschung (o.J.): Ein kreatives Konzept. Heidelberg.
Thompson, E. P. (1987): Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. 2 Bde., Frankfurt/M.
White, H. (1987): Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie. In: Rossi, P. (Hrsg.) 1987, S. 57-106.